

R!

Unterhaltungsblatt.

Als Beilage zur Pressburger Zeitung No. 16.

Freitag, den 27. Februar 1818.

Herrn v. Kobebue's Ueberzeugungen.

Derselbe sagt in seinem literarischen Wochenblatt in einer Nachricht an das Publikum unter andern Folgendes: „Der Herausgeber hat das Vergnügen, dem Publicum anzuzeigen, daß bereits eine neue Auflage dieses Blatts nothwendig geworden ist. Es war immer seine Meynung, daß die Verehrer des gesunden Menschenverstandes bei weitem zahlreicher sind als die Sprudelköpfe. Diese Meynung hat sich nun herrlich bestätigt; denn kaum sind es zwei Monate, als wir das einfache Papier der gesunden Vernunft und Rechtlichkeit aufpflanzten, und alsobald ist es von so vielen Verständigen umgeben worden. Der Herausgeber ist sogar so glücklich, seinen geliebten Monarchen unter die Subskribenten zählen zu dürfen. Ein großer Vorzug, den unser Blatt, als beurtheilendes, vor allen gelehrten Zeitungen behauptet, ist der, daß es nur von Einem Manne geschrieben wird und daß dieser Eine Mann sich nennt. Wer seinem Geschmacke nicht traut, der wird ihn nicht lesen. Das Publikum weiß also gleich, woran es ist. Man betrachte hingegen unsere Recensir-Institute. Hunderte von Mitarbeitern bringen einen hundertfachen Ton hinein, es ist die Scene von Himmelssturm in der bekannten Oper: der Deserteur, wo jeder sein eigenes Lied singt. Wir wollen gar nicht läugnen, daß sich gute Sänger darunter befinden; aber manche detoniren auch gewaltig. Wir wollen übrigens den Literatur-Zeitungen ihren relativen Werth nicht ab-

sprechen; es arbeiten mitunter geschickte, gelehrte und unparteyische Männer daran (welches besonders von der Göttinger und Heidelberger gilt) aber sie wollen Allen Alles sein, und das geht nicht. Wir wollen nur gewissen, sehr respectablen Classen von Lesern, nicht Allen, sondern Einiges sein, und das geht. Um die von uns nöthig erachteten Mittheilungen an die Leser zu vollenden, haben wir nur noch wenig über die politischen Meinungen hinzuzufügen, die wir hier und da äußern und die oft mit den Mode-Meinungen im Widerspruche stehen. Es hat eine Zeit gegeben, wo auch wir für Demokratien, Constitutionen, Pressfreyheit u. s. w. geschwärmt, und uns redlich eingebildet haben, die allgemeine Wohlfart könne ohne solche Dinge nicht bestehen. Indessen hatten wir auch gar oft gelesen, und uns die Lehre wohl gemerkt, daß die Erfahrungen, welche die Geschichte liefert, fast immer unbenutzt bleiben. Darum wurden wir aufmerkamer auf die Geschichte unserer Lage, und beschloßen, daß der Vorwurf, keinen Nutzen daraus gezogen zu haben, uns nicht treffen solle. Daraus ergab sich aber, daß wir unsere Meinungen über vieles ändern, unsere Erwartungen von manchen Dingen gewaltig herabstimmen mußten. So ist unsere jetzige Ueberzeugung entstanden, daß Demokratien nur einzelne Städte beglücken; daß die Monarchie die natürlichste und beste Regierungsform ist; daß Stände allerdings dem Fürsten wie dem Volke nützlich sein können, daß sie aber nicht eine Art von Opposition gegen den Fürsten bilden, sondern nur des Hauses ältere Söhne sein sollen, die dem Vater freundlich rathen, nicht ihm vorschreiben dürfen, und endlich, daß unbedingte Pressfreyheit zwar viel nützt, aber noch mehr schadet. Das sind in unsern Augen Erfahrungssätze, die wir uns aber, den Blick fest auf die letzten 25 Jahre geheftet, nicht wegd disputiren lassen.“

R!

— 123 —

G i s e l a.

(Beschluß.)

Die brav gesinnten der Ungarn waren mit dieser Verfügung ihres guten Königs vollkommen zufrieden: allein ein größerer Theil, vorzüglich diejenigen, die sich in den Augen der Nation, als seine Vettern und nächsten Anverwandten hierdurch herabgesetzt fühlten, äußerten hierüber, unter den schrecklichsten Drohungen, wider ihn u. die fromme Gisela ihren größten Unwillen. Der Lärm des Mißvergnügens wurde immer lauter und es entspann sich endlich eine Verschwörung wider das Leben Stephans, gerade um die Zeit, als er schon auf dem Krankenbette lag, von dem er nummehrer unterstützt von den Kräften der Gesundheit, aufgestanden ist. Bei dem Ausbruche dieses Ungewitters, aus dem die Blitze des Zornes, von den Vettern Stephans, Basilus und Ladslaus dem Kahlen, und dessen Söhnen, Andreas, Bela und Leventa in die Schaaren der Ungarn schlugen, hatte Gisela sehr viel gelitten. Sie rang die bangen Hände, um ihr und ihres Gemahles Wohl. Was sie aber am meisten, bei aller dieser Trübsal schmerzte, war der qualvolle Gedanke um die Vernichtung der christlichen Kirchen in Ungarn, für die sie eine so emsige Sorge getragen hat, von dem Grimme der Feinde, die jetzt wieder die alten Götzen, die ihre heidnischen Väter verehrten, öffentlich und als eine Lockstange aufgestellt hatten, mit deren Leim sie die wankelmüthigen Gemüther ihrer Landsleute, zum Ruin des Reiches, in ihre Neze der Verschwörung, wider das Christenthum, fiengen. Unbeschreiblich sind die Qualen, die Gisela unter diesen Umständen empfunden hat. Zwar nahm sie, zu Besänftigung ihres hartgekränkten Herzens, an dem Manne Rache, der von allen diesen Greueln Schuld

und als Mordhahn, den tödlichen Stahl in die Brust Stephans zu drücken, gedungen war: allein dieß war nicht das rechte Mittel, das sie von den Leiden befreite, die ihrer in dem Dunkel der Zukunft harrten, und zu welchen eben ihr Rachegefühl den Grund gelegt hatte.

Um die arme Gisela nicht täglich, in ihrem Schmerze leiden und sich winden zu sehen, und selbst die Qualen von seinem Jammer in etwas zu lindern, unternahm Stephan jetzt, in Gesellschaft seines Neffen, des künftigen Thronfolgers, eine Reise durch das Land. Er kam nach Ischanad und hier besuchte er den Bischof Gerardus. Er fand ihn im Makoer Thale, wo er in der Einsamkeit lebte. Ihm klagte er seine Leiden. Er gieng nach Kalocsa, und hier weinte er bitterlich an dem Grabe seines Lehrers, des frommen Anastasius. Von hier schon kränklich, von einem Fieber befallen, begab er sich nach Ofen, wo er auch am Vorabende des Festes Mariä Himmelfahrt, in den Armen des frommen Gerardus 1038 verblieben ist.

Stephan athmete nicht mehr im Thale der Lebendigen, und nach seiner ausdrücklichen Verordnung, ergriff Gisela, mit Muth und Weisheit von der Natur gegung ausgerüstet, die Zügel des Reiches, um Alles in seinem gehörigen Gange zum Wohl des Landes zu erhalten. Allein ungeachtet aller ihrer trefflichen Verfügungen, denen die Beweise von den schärffsten Einsichten der Regentin, aufgedrückt waren, wurden ihre Befehle doch nicht nach Gehör geachtet. Man tratt dieselben öffentlich mit Füßen. O wie bitter waren ihre Klagen, über die Undankbarkeit und den Eigensinn, mancher ihrer Unterthanen, die sich von der Parthey der Verschworrenen, zum Unglücke des ungarischen Reiches verleiten ließen. Peter, der Worte und der väterlichen Vermahnungen, sei-

nes Oheims uneingedenk, rückte vor die Thore der Residenz. Hier bemächtigte er sich nicht nur des Thrones, sondern auch der Schätze der verwitweten Königin, die er endlich, um von ihrer Macht nichts mehr befürchten zu dürfen, gefangen setzte. Da schmachtete die fromme Gisela, dem größten Jammer Preis gegeben, in dem Kerker und unaufhörlich gesoltet von dem Gedanken, wie es den Freunden des Christenthums, ihren Glaubensgenossen und der frommen Priester-Schaar ergehen werde.

Die schrecklichsten Fluthen der größten Verwirrung und Unordnung, die im fürchterlichsten Saufen den Felsen bespülten, auf dem das ungarische Christenthum aufgeführt war, überschwemmten Pannonien. Die redlich gesinnten Großen des Reichs erhielten die Trauerbotschaft von dem schrecklichen Schicksale ihrer geliebten Königin. Sie griffen sogleich zu den Waffen und stellten sich zu ihrer Vertheidigung in das Feld. Die Truppen der Mißvergnügten oder die treulosen Soldner des Kronerben, führte der demalige mächtige Palatin Budo an. Die Heere rückten gegeneinander, und vor den Mauern der königlichen Residenz kam es zu einem der blutigsten Gefechte. Das Kriegsglück entschied, aber auf das ungünstigste. Peter siegte, u. für die fromme Wittve des Königs Stephan, konnte nichts Erfreuliches von ihren Freunden ausgemacht werden. Doch ungeachtet Gisela zu dem Besitze des Thrones nicht mehr gelangen konnte, so ward sie doch höchst, über das Glück ihrer Freyheit entzückt. Während sich auf der Kampfplätze, ihre Unterthanen, auf das grausamste untereinander ermordeten, ward sie von den Banden ihres Gefangnisses, in welchen sie sicher der Tod von Peter'n zubereitet betroffen hätte, glücklich befreyt. Mit der Zeit, vielleicht wäre es ihren Freunden und Anhängern, die noch nicht, ungeachtet Peter im Triumph in die Residenz einge-

zogen war, verzagten, gelungen, ihr den Scepter der Regierung wieder in die Hände zu legen: allein die Gott-ergebene Königin, dankte ihren Rettern für die Befreyung von der harten Fessel ihrer Gefangenschaft und that selbst auf das feyerlichste verzicht auf den Glanz des ungarischen Thrones. Sie hatte jetzt nur einen Wunsch noch, nämlich den: die Fluren ihrer väterlichen Heimath zu begrüßen. Sie begab sich daher nach Bayern zurück, und verfügte sich alhier in ein Frauen-Kloster zu Passau. Mit wehmüthigen Gefühlen nahm sie auf den Gränzen des ungarischen Reiches, von Pannonien Abschied: denn nichts machte jetzt die Qualen ihrer Unruhe anders aus, als die Vorstellung, daß ihre Arbeiten, in welchen sie sich für die Begründung der christl. Kirche in Ungarn aufgeopfert hat, werde zu Grunde gehen müssen. Und Gisela hatte in ihrer Besorgniß einerseits wirklich nicht unrecht: denn, in Hinsicht des Christenthums, sah es von nun an in Ungarn, fast bis in die Regierungsperiode des Königs Ladislaus IV. sehr betrübt und traurig aus.

Die Königin Gisela, besand sich nach manchen überstandenen Leiden wieder in Bayern und hier lebte sie, von der Würde einer Abtissin ausgeschmückt, in dem Kloster zu Passau. Sie erreichte ein sehr hohes Alter. Im May des 1095ten Jahres soll sie erst gestorben seyn. Eifrig hatte sie die Stunden ihrer Lebenszeit, in dem Kloster Gott geweiht gehabt, und ihr frommer Lebenswandel brachte sie daher auch in den Ruf der Heiligkeit, der sich unter dem Volke bis in die Zeiten des 15 Jahrhunderts, erhalten hat. —

Wird Gisela aus dem Gesichtspunkte aller ihrer Handlungen genau beurtheilt: so geht folgendes Resultat, in Bezug auf ihren Charakter hervor: daß sie eine Fürstin, von dem edelsten und erhabensten Charakter gewesen war.

Nimmt man aber auch Rücksicht der religiösen Beweggründe, die manche ihrer Handlungen erzeugt haben, so kann man an ihrem Charakter die Züge, eines allzustarken und strengen Religionseifers, nicht übergehen. Daher geschah es, daß sie oft sehr strenge und hart, härter und strenger als ihr frommer Gemahl, gegen die Anhänger des Heidenthums gewesen war. So ließ sie den unruhigen Fürsten Rupa viertheilen, und die Theile seines Körpers über den Thoren der Städte Gran, Bessprim, Raab, und Alba Julia in Siebenbürgen, zum Schrecken der Heiden aufhängen. So erzeugte sie, die harte Verordnung, die Stephan an die Einwohner von Siebenbürgen ergehen ließ, in welcher es hieß: daß sie alle das nämliche Los Rupa's betreffen werde, wenn sie nicht von dem Dienste der heidnischen Götzen ablassen würden. So bewirkte es Gisela auch, daß Vazu', der den König Stephan zu morden gedachte, ungeachtet er von dem Frommen schon begnadigt worden war, seines Augenlichts beraubt wurde. Alle dergleichen Härten, die größtentheils von ihr ausgehengen, hatten aber ihren Grund nicht in einem grausamen Herzen, sondern nur in dem Feuer des allzugroßen Religionseifers, der sie beseelte; und daher kam es auch, daß Gisela mit so manchen Unfällen in Pannonien, vorzüglich unmittelbar nach dem Tode ihres Gemahls, zu kämpfen hatte: in dem ein jeglicher ihrer Feinde, von dem Geiste des Heidenthums verleitet, damals, den Zeitpunkt erreicht zu haben glaubte, sich an ihr nach Willkühr rächen zu können.

Der tapfere Hund. 3

Zu den Dörfern, welche auf dem Schlachtfelde von Leipzig die schwere Hand der Franzosen am meis-

ken fühlten, gehört unstreitig Stötteriß. Die barbarischen Garden trieben es am ärgsten. Thüren, Läden, Zäune und Planken waren im Nun entzwei geschlagen, oder niedgerissen, so daß sie von allen Seiten in die Häuser stürzen konnten. Alles wurde dann rein ausgeplündert. Um eines dieser Häuser ist eine ziemlich feste Mauer gezogen, die nur einen Eingang hat, welcher sehr fest verwahrt war. In diese Wand hatte der Besitzer eine Hundehütte bauen lassen, so daß der treue Wächter nach Besinden der Umstände in dem Hof oder auch durch seine Hütte aufs Feld konnte. Die französischen Marodeurs bemerkten dieses kaum, als sie diesen unbequemen Weg wählten in das Gebäude zu kommen; der Hund setzte sich herzhast zur Wehre, wurde aber am Ende mit den Bajonetten in die Hütte getrieben. Diese beschloß er zu vertheidigen. Ein französischer Gardist wollte sich eben hindurch zwängen, als ihn der Hund packte, und da sich sein Gegner wenig bewegen konnte, die Gurgel zerriß. Er hatte nur noch so viel Kräfte, sich wieder zurückzuarbeiten, wo er sich verblutete. Einer seiner Kameraden stieß wüthend mit dem Bajonet in die Hütte, aber der Hund stand im Hofe. Kaum merkte er, daß ein zweiter ungebetener Gast durch seine Wohnung herein wollte, als er sogleich sein Hausrecht wieder brauchte, den Fremdling faßte und nicht eher ruhete, bis er kein Lebenszeichen mehr an ihm bemerkte. Jetzt wagte sich keiner mehr in diese Höhle des Todes. Mehrere erkletterten indessen die Mauer, von welcher sie förmlich gegen den braven Phylax tirallirten. Keiner traute sich in den Hof. Nach vielen Schülffen wurde endlich das treue Thier todgeschossen, und jetzt erst der Eingang möglich.

C h a r a d e.

Halb Holz Fragment, und halb Fossil,
Sanz Mittel von berühmten Spiel.

Auflösung der Charade in No 15.

Schauspielhaus.